

# Ökumene an der Grenze

Die 5. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung  
in der Sicht eines Teilnehmers aus bisher sozialistischem Kontext

VON PAVEL FILIPI

Der „sozialistische Kontext“ ist nunmehr Vergangenheit. Auch so kann er einem seine Perspektive bestimmen. Bedeutsamer ist die Tatsache, daß es im sozialpolitischen Raum zwischen Elbe und dem Stillen Ozean eine Mehrzahl von „sozialistischen Kontexten“ gegeben hat, die auf unterschiedliche Weise unsere Perspektive bestimmen. Die machtpolitische und proklamativ-ideologische Fassade konnte die tiefen Unterschiede der jeweiligen Geschichte, der Traditionen, der Kultur nicht wegwischen, die sich auf die Position der Kirchen in der Gesellschaft, aber auch auf deren Verhältnis zu ökumenischen Anliegen und Geschehnissen auswirkten.

Repräsentativ für alle Kontexte kann man da nicht reden, es sei denn warnend vor allen Versuchen, die Einheit künstlich und ohne Rücksicht auf die jeweiligen unterschiedlichen Kontexte herstellen zu wollen. Die Erfahrungen unserer Vergangenheit, wo die Kirchen manchmal die einzigen öffentlich wirkenden Institutionen waren, die das Einheitsbild der Gesellschaft als unwahr erscheinen ließen, machen uns empfindlich für jede Vereinheitlichung. Selbst das Konzept der „sichtbaren Einheit“ läßt sich angesichts dieser Erfahrungen nur mit einiger Mühe richtig verständlich machen dort, wo der Verdacht existiert, es handele sich um eine *nur* sichtbare, und deshalb eigentlich *scheinbare* Einheit.

## *Weltkonferenz*

Zu Vereinheitlichungen braucht es allerdings Riesenapparate, über die die ökumenische Bewegung nicht verfügt und die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung erst recht nicht. Die Gefahr einer ökumenischen Druckausübung gegen die Unfügsamen ist deshalb relativ gering, wenn man auch, gerade auch bei der Weltkonferenz, gelegentlich zu spüren bekommen konnte, wie sich einiges durch Obstruktion erzwingen läßt.

Noch mehr spürbar war jedoch die Klage mancher nichteuropäischer Teilnehmer, die sich in der Weise des Theologisierens auf der Weltkonferenz nur schwer und selten wiederfinden konnten. Nun ist es klar, daß man sich ökumenisch nicht engagiert, nur um das Vertraute wiederzuerkennen und

dem zuzustimmen, was man sowieso schon kannte. Das Ringen um die Einheit der Christen setzt eine Bereitschaft voraus, sich des Besseren belehren und durch Fremdartiges überraschen zu lassen.

Aber das gilt eben auch für die klassischen Theologien europäischer Herkunft, sobald sie ins ökumenische Gespräch kommen, das seinen Sinn verlore, wenn sie in ihm nur eine Art Selbstbestätigung oder Selbstreproduktion suchten. Hier liegt eine besondere Anfechtung der theologischen Arbeit der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung. Mit der (formal sicher richtigen) Begründung, das Evangelium hätte andere Weltteile durch die Mission in einer Gestalt erreicht, die wesentlich von der europäischen Lehrentwicklung geprägt worden war, meint man, für die europäische Weise des Theologisierens eine Universalität und daher auch eine Dominanz beanspruchen zu dürfen.

Im Zusammenhang der Diskussionen zum „apostolischen Glauben“ wurde dies besonders deutlich. Gehört die Aufnahme des ganzen theologischen Instrumentariums und der ganzen Lehrentwicklung unbedingt zur Apostolizität einer Kirche? Gibt es keinen direkteren Weg zum apostolischen Zeugnis als die Begrifflichkeit der altkirchlichen Bekenntnisse? Was ist den Kirchen nichteuropäischer Kontinente vorenthalten, was erspart geblieben, wenn sie sich weigern, die Dogmengeschichte Europas nachzuvollziehen?

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat versucht, dem Ruf nach (mehr) Kontextualität nachzukommen, indem sie mehrere regionale Vorbereitungskonferenzen veranstaltete.<sup>1</sup> Aber die Weltkonferenz selber war davon nur wenig berührt und reichte das Anliegen an die zukünftige Arbeit weiter. Auch der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Konrad Raiser, forderte die ökumenische Bewegung und insbesondere die Kommission auf, die „Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Kulturen“ – übrigens auch innerhalb Europas – künftig ernster zu nehmen. „Der ökumenische Dialog der Zukunft würde dann ein konstruktiver Dialog dieser verschiedenen Kulturen sein, ein Dialog, der auf wachsendes Verstehen der Integrität des Anderen, des uns Fremden ausgerichtet ist und nicht unter dem Druck steht, die Unterschiede möglichst in Konsens aufzulösen“, sagte er.<sup>2</sup>

### *Vom Kontext zum Text*

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat bei der Planung der Weltkonferenz schon versucht, dem Konsensdruck Widerstand zu leisten, indem sie den Begriff „Koinonia“ in den Mittelpunkt stellte. Mit die-

sem Begriff wollte man der „Überzeugung Ausdruck geben, daß auch dort, wo es keinen feststellbaren Konsens *in theologicis* gibt, zwischen den Kirchen schon eine Gemeinschaft, eine, wenn auch unvollkommene, Koinonia existiert. Es bleibt allerdings die Frage, woran der Grad der Vollkommenheit bzw. Unvollkommenheit dieser Gemeinschaft zu messen ist. Hier fand die Konferenz de facto keine neue Antwort und griff auf die Konsensmethodik zurück.

Ob sie das in bewußter oder eher instinktiver, aber allenfalls sachgerechter Abwehr der Tendenzen, die man „postmodernistisch“ zu bezeichnen pflegt, getan hat, ist nicht entscheidend. Denn in der Tat, der ökumenischen Bewegung wäre ihr eigentlicher Nerv abhanden gekommen, wenn sie sich entschliesse, die Wahrheitsfrage auszuklammern und sich auf das Ereignis der Begegnung von Teilwahrheiten zu konzentrieren, die alle in ihrem jeweiligen semantischen Orbit (Kontext) eine gewisse Plausibilität besitzen. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung ist ja in besonderem Maße verpflichtet, innerhalb der ökumenischen Bewegung immer neu die Wahrheitsfrage zu stellen.

Das Problem ist allerdings, daß diese Frage bisher überwiegend im Raum der Tradition bzw. Traditionen gestellt wird, was zu der Annahme führt, daß die Wahrheitsfindung mit der Beurteilung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der theologischen Lehren in eins fällt. Darüber hinaus sind in diesem Raum die *insider* – die Europäer und unter ihnen dann die Vertreter der „großen“ Traditionen – deutlich bevorzugt; die Wahrheitsfrage stellt sich nicht allen Beteiligten in gleicher Schärfe.

Die Kirchen der Reformation haben die ökumenische Bewegung bisher nicht überzeugen können, die Wahrheitsfrage in den Raum der Heiligen Schrift zurückzuverlegen, wo sie sich nicht so schnell konzeptualisieren läßt und wo sie allen Beteiligten die gleiche Herausforderung und die gleiche Verheißung darstellt. Die Weltkonferenz hat dieses Urteil voll bestätigt: Die täglichen Bibelarbeiten der methodistischen Theologin Frances Young, so inspirierend sie waren, haben – entgegen dem Wunsch und der ausdrücklichen Instruktion der Konferenzleitung – in die Gruppen- und Sektionsdiskussionen sowie auch in die Arbeitsergebnisse kaum Eingang gefunden; selbst die Darstellung des Begriffs „Koinonia“ hat dessen biblische Vielschichtigkeit außer acht gelassen.

Es wäre töricht zu meinen, daß der „papierene Papst“, gegebenenfalls historisch-kritisch interpretiert, alle strittigen Fragen der ökumenischen Theologie eindeutig beantworten würde. Die Vielfalt der Kontexte, die eine Theologie prägen, ist heute vielleicht nirgends so deutlich zu beobachten,

wie in der Vielfalt der Zugänge zur Bibel und deren Interpretation. Aber gerade dieser Streit der Interpretationen der biblischen Texte würde sich m.E. für die ökumenische Bewegung, und vor allem für die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, als produktiv erweisen. Denn die Pluralität, ja Widersprüchlichkeit der Interpretationen, die Pluralität der Kontexte, die Pluralität der Kulturen und Theologien ist in der Bibel sozusagen vorprogrammiert. Die Bibel ist, mit Worten des tschechischen Neutestamentlers J. B. Souček, „ein Gespräch der Zeugen“, und in diesem Sinne ein Paradigma des ökumenischen Gesprächs. Es gibt einen heilsamen Widerstand der Bibel gegen alle Versuche einer einheitlichen „biblischen Theologie“. Dabei ist es gerade in der Bibel klar, daß die Pluralität keine amorphe ist und die Offenbarung des einen Gottes, der in seinem Sohn Mensch wurde, als Kriterium der Wahrheit gilt, die uns alle, unsere Pluralisten, aber auch unsere Konsense, richtet.

*Ceterum autem censeo:* Es ist keine Weiterentwicklung der ökumenischen Bewegung und der ökumenischen Theologie zu erwarten, wenn sie sich nicht mit neuer Entschlossenheit und Aufmerksamkeit den Texten der Heiligen Schrift zuwenden.

### *Harvesting oder neuer Aufbruch?*

Nie war der zeitliche Abstand zwischen den Weltkonferenzen für Glauben und Kirchenverfassung so groß wie diesmal. Die dreißig Jahre, auf die die Weltkonferenz von Santiago de Compostela zurückblicken mußte, um an die letzte Weltkonferenz von Montreal (1963) anknüpfen zu können, brachten eine Fülle bedeutsamer Arbeitsergebnisse, und es stand an, diese dankbar in Erinnerung zu rufen und zu würdigen. Der Rückblick war erklärtermaßen einer der beiden Brennpunkte der Weltkonferenz und das ökumenische „Ernten“ (*harvesting*) dominierte ihre erste Phase. Für einen, der in seinem sozialistischen Kontext nur allzuoft das Zelebrieren der „Errungenschaften“ hören mußte, wäre ein Hinweis auf das Jesuswort von „unnützen Knechten“, die „getan haben, was sie zu tun schuldig waren“ (Lk 17,10), glaubwürdiger gewesen.

Der andere Brennpunkt der Weltkonferenz sollte sich auf die Zukunft der Bewegung beziehen. Manche Teilnehmer hofften, die Konferenz könnte den Aufbruch vom beklagten „ökumenischen Winter“ zu einem „ökumenischen Frühling“ zeitigen und für die Zukunft der ökumenischen Bewegung wegweisend werden. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Mit einer gewissen Erleichterung konnten die Teilnehmer der Weltkonferenz zur

Kenntnis nehmen, daß die Kirchen – vor allem auch die römisch-katholische – ihre bisherige Beteiligung an der ökumenischen Bewegung zumindest „bekräftigten“.

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung wird künftig nicht arbeitslos werden: Die Sektionen haben ihr in ihren Empfehlungen eine lange Liste von zu be(ver-)arbeitenden Themen auf den Weg gegeben, die kaum realisierbar ist. An Aufgabenstellungen war die Weltkonferenz nicht arm, sondern eher an tragenden Visionen.

Einige wegweisende und inspirierende Anregungen klangen in den Referaten der ökumenischen Charismatiker in der Schlußphase der Konferenz an. Mehrere von ihnen haben sich kritisch mit dem Konzept der „sichtbaren Einheit“ auseinandergesetzt, weil mit ihm das Ziel der ökumenischen Bewegung allzuweit und allzufern (nach vorne) gesetzt ist und damit dem Realitätsbezug und der Verbindlichkeit des ökumenischen Geschehens Abbruch getan wird. Zwischen dem gesteckten Ziel und der Lebenswirklichkeit der Gemeinden und Kirchen entstehe ein zu großer Raum, Betätigungsfeld für ökumenische Experten und kirchliche Bürokraten, die – wie sich Bischof Joshua aus Indien beklagte<sup>3</sup> – an der Einheit des Gottesvolkes kein wirkliches Interesse haben. Diese anregenden Überlegungen kamen jedoch erst am Ende der Konferenz, zu spät, um in die Diskussionen in Gruppen und Sektionen und in die Arbeitsergebnisse Eingang finden zu können. Die Konferenzmethodik wollte es, daß die Konferenz dort endete, wo sie hätte beginnen müssen.

### *Mehr Verbindlichkeit*

Eine Spur, die die Schlußphase der Konferenz in ihrer Botschaft hinterlassen hat, ist das Konzept der „Strukturen für die gegenseitige Rechenschaft“ (*mutual accountability*),<sup>4</sup> zwar nicht als Alternative zu den bisherigen Zielsetzungen, wie es Bischof Joshua meinte, aber immerhin als erforderlicher weiterer Schritt. Die ökumenische Gemeinschaft kann keiner Kirche ihre eigene Verantwortung abnehmen. Aber jede der beteiligten Kirchen soll wissen und ernst nehmen, daß sie ihre Schritte und Entscheidungen zwar selbst, aber auch vor der ganzen Gemeinschaft verantworten muß. Das Prinzip der Nichteinmischung in sog. interne Angelegenheiten soll nicht als Deckmantel der ökumenischen Unverbindlichkeit dienen. Selbst die internationale Völkergemeinschaft, wo auf dieses Prinzip strengstens geachtet wird, hat mittlerweile Mechanismen der Kontrolle und der Rechenschaftsablegung über die Einhaltung bzw. Nichteinhaltung der vereinbarten Regeln erarbeitet. Die Unzufriedenheit mit der fast einkalkulierten und

ekkleziologisch untermauerten Unverbindlichkeit ökumenischer Vereinbarungen regte ernste Überlegungen dieser Art an, die sich etwas geheimnisvoll unter dem Begriff „gegenseitige Rechenschaft“ verstecken.

Dieser Begriff erreichte die Weltkonferenz auf dem Wege eines halboffiziellen Dokuments „Teure Einheit“, das von einer ÖRK-Tagung „Koinonia und Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ im Blick auf Santiago verfaßt wurde.<sup>5</sup> Hier haben die Vertreter und Vertreterinnen aus dem konziliaren Prozeß (JPIC) und aus der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung versucht, mit einer Stimme zu reden. Das Dokument sollte allerdings – nach den Wünschen einer Minderheit – in offiziellen Berichten der Konferenz möglichst nicht zitiert werden.

Die Berührungspunkte im Blick auf die Problematik des konziliaren Prozesses waren merkwürdig und haben manche Empörung hervorgerufen, besonders bei den Medien und der Gruppe „junger Theologen“. Aber auch Kardinal Cassidy und Erzbischof Keshishian<sup>6</sup> machten in ihren Ansprachen der Konferenz deutlich, daß Rom und Genf ein engeres Zusammenwirken der beiden ökumenischen Schwerpunkte nur begrüßen würden. Es ist in der Tat schwer zu begreifen, wie man über subtile Fragen des Amtes usw. diskutieren kann, ohne die brennende Welt offiziell zur Kenntnis zu nehmen. Hier handelt es sich um viel mehr als um eine Ortsbestimmung von Glauben und Kirchenverfassung im Ganzen der ökumenischen Bewegung, um Verteilung und Zuteilung der Kompetenzen. Hier geht es um die Frage, ob und inwieweit „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ zu den Themen des (apostolischen) Glaubens gehören.

### *Getrennt am Tisch*

Das Angebot an gottesdienstlichen Veranstaltungen war in Santiago groß und der Ernst, mit dem das beauftragte Komitee die Gottesdienste und die täglichen Andachten, unter Berücksichtigung der vielfältigen Traditionen, vorbereitet hatte, bewundernswert. Der lebendige Pulsschlag des ökumenischen Organismus war hier am deutlichsten zu spüren und bekräftigte die Hoffnung, daß die ökumenische Bewegung mehr und anderes ist als strategische Spiele.

Um so schmerzlicher muß die Frage erscheinen, warum es denn nicht möglich war, eine gemeinsame Eucharistiefeier zu veranstalten. Werden die Bedenken der Fachtheologen und Kirchenjuristen für immer mehr Gewicht haben als der Ruf unseres Herrn, der uns alle zu *seinem*, nicht unserem Tisch einlädt? Was muß noch geschehen, wann wird unsere Lage so ernst sein, daß wir dieser Einladung einfach und gehorsam folgen werden?

Unwillkürlich muß man an die Situationen denken, von denen u. a. der tschechische Staatspräsident Havel zu berichten weiß, wo sich in kommunistischen (und früher nazistischen) Gefängnissen Christen verschiedener Kirchenzugehörigkeit zu geheimen Eucharistiefiern versammelten. Sind diese Erfahrungen und Ereignisse der christlichen Einheit wirklich nur den „Ausnahmeständen“ zuzuschreiben, die man am liebsten rasch vergißt, sobald ein „Normalzustand“ eintritt? Ist nicht jede Einladung zum Tisch des Herrn die Ausrufung eines Ausnahmestandes?

Die offizielle Ökumene lebt, mit allen ihren Schwierigkeiten, immer noch in einem Zustand der Behaglichkeit. Wieviel Bedrängnis muß über die heutige Christenheit noch kommen, welches Gericht Gottes, damit sie verlernt zu deklamieren?

### *Generalität ohne Heer*

Zum Refrain der Diskussionen in Santiago gehörte die Klage, die Ergebnisse ökumenischer Arbeit seien in den Kirchen nicht oder nicht genügend rezipiert worden. Das gilt vor allem für das Lima-Dokument, wo das Unverhältnis zwischen der lebhaften Diskussion, die es in Gang setzte, und dem verschlossenen Tor der kirchlichen Praxis am auffallendsten erscheint. Generalität ohne Heer – wie lange wird dieses Bild als Metapher für die ökumenische Bewegung gutwillig oder böswillig anwendbar bleiben? Auf der Weltebene werden Dokumente von beträchtlicher Qualität produziert, aber ihre Einwirkung auf die lokale Ebene bleibt weitgehend aus.

Auf der anderen Seite stellt sich die Frage: wie – und ob überhaupt – wird das, was auf der lokalen Ebene, in den Gemeinden und Kirchen, geschieht, durch die weltweite Ökumene rezipiert. Diese Frage ist durchaus berechtigt, denn keine Logik zwingt uns zu der Annahme, daß der Rezeptionsprozeß nur *ingleisig* bleiben muß. Im Volk Gottes gibt es keine Eingleisigkeit. Das Pfingstereignis bedeutete die Gabe des Heiligen Geistes „auf alles Fleisch“ (Apg 2,17), nicht nur für eine Gruppe ökumenischer Fachleute.

Auf der Ebene der Kirchen und Gemeinden geschieht zwar nicht viel, aber es geschieht hier Wesentliches. Hier ist das Volk, hier weckt der Heilige Geist durch die Predigt des Evangeliums in konkreten Menschen Glauben, Gehorsam, Nachfolge, Gemeinschaft, Solidarität, Hingabe, Liebe; hier haben alle die großen Worte, die sich die Weltökumene in den Mund legt, noch konkrete Gestalt und Bedeutung. Auch ökumenisch geschieht hier etwas: konkrete Schritte und Annäherungen, Versuche, das überlieferte Glaubensgut neu und gemeinsam auszulegen, bilaterale Übereinkünfte,

gemeinsames Gebet und gemeinsamer Gottesdienst, ökumenische Experimente mancher Art, aber natürlich auch schmerzhaft ökumenische Rückschläge, wie wir sie gegenwärtig in Osteuropa erleben. Wie wird das rezipiert? Wer kümmert sich um eine Rezeption? Sicherlich, die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung publiziert in regelmäßigen Abständen Berichte über kirchliche Unionsverhandlungen. Das ist wichtig, aber nicht viel, zumal diese Berichte in der Arbeit der Kommission kaum eine Rolle spielen.

Wenn das, was wirklich im Volk Gottes geschieht, in die Arbeit der Kommission Eingang finden wird, werden damit die grundsätzlichen theologischen Fragen keineswegs ausgeklammert werden. Sie würden aber auf die Tagesordnung aus konkretem Anlaß und in konkretem Zusammenhang des Lebens und Ringens des Gottesvolkes kommen. Und an dieser Stelle sind auch die theologischen Experten richtig ans Werk gerufen: sie sollen das, was im Volk geschieht, kritisch überprüfen, auch im Blick auf mögliche Auswirkungen, in breitere Zusammenhänge des christlichen Bekenntnisses stellen, der Gesamtheit der ökumenischen Familie mit Empfehlung oder Warnung zugänglich machen.

*Ceterum autem censeo:* Es ist kein Progreß in der ökumenischen Bewegung und in der ökumenischen Theologie zu erwarten, kein Überwinden der Grenze, an die sie gegenwärtig stoßen, wenn sie sich nicht mit neuer Entschlossenheit und Aufmerksamkeit dem zuwenden, was im Volk Gottes geschieht.

Die Rede von der Krise der ökumenischen Bewegung ist heute schon ritualisiert. Wer von ihr nicht redet, macht sich in der ökumenischen Publizistik unmöglich. Es wäre zu wünschen, daß diese Krise als das angenommen würde, was sie, schon etymologisch, bedeuten kann: als KRISIS, das verheißungsvolle und Neues schaffende Gericht des dreieinigen Gottes.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Die Berichte davon liegen in Genf vor und sind veröffentlicht in einer Zusammenfassung, die Thomas F. Best und Günther Gaßmann als F/O-Dokument Nr. 162 herausgegeben haben (WCC Publications, Genf 1993).
- <sup>2</sup> epd-Dok 39/93, S. 26, Ziff. 5.
- <sup>3</sup> Dokument Nr. 25, Veröffentlichung in ÖR Beiheft 67 vorgesehen.
- <sup>4</sup> „Botschaft“, Ziff. 9, epd-Dok 38/93, S. 3.
- <sup>5</sup> Veröffentlicht in: ÖR 3/93, S. 279–304.
- <sup>6</sup> Siehe epd-Dok 39/93, S. 43–52 bzw. S. 29–38.